Schriftleitung und Verwaltung:
IX., Porzellangasse 4.
Unmarkirte Briefe werden nicht angenommen, Handschriften nicht zurückgegeben.

Ankündigungsstelle: I., Wollzeile 21.
Insertionspreis nach Tarif. Auch übernehmen Aufträge für uns zu Originalpreisen alle soliden Ankündigungsstellen des In- und Auslandes. Für Frankreich, England, Belgien und Holland ausschließlich nur die Comp. générale de P. B. John F. Jones & Co. in Paris.

Bezugspreise für Wien:
Im Hauptverlage, I., Wollzeile 21: Die tägl. erscheinende Morgen- und Abendausgabe: Ganzj. fl. 18.—, viertelj. fl. 4.50, monatl. fl. 1.50. Mit tägl. zweimal. Zustellung in's Haus pro Monat 30 kr. mehr. Einzeln: Morgenblatt 4 kr., Abendblatt 3 kr. Für Inland: Die tägl. erscheinende Morgen- und Abendausgabe mit tägl. einmal. Postversendung: Ganzj. fl. 24, viertelj. fl. 6, mit zweimal. tägl. Postversendung: Ganzj. fl. 28, viertelj. fl. 7.

(Morgen-Ausgabe.)

Deutsche Zeitung.

Bezugspreise für das Ausland:
Vierteljährig: Bei uns für Deutschland und Serbien 7 fl. 60 kr., für alle übrigen Staaten von Europa und Nordamerika 9 fl. 10 kr. Aufgenommen bei den Postämtern und Zeitungs-Expeditionen in Deutschland 11 M. 10 Pf., Schweiz 20 Fr. 40 Ct., Rumänien, Serbien und Bulgarien 16 Fr. 75 Ct., Rußland St. Petersburg, Moskau, Odessa, Warschau, Riga u. Wilna 5 Rub. 65 Kop., in den anderen Städten 6 Rub. 15 Kop., Türkei 5 fl. 97 kr., Griechenland 7 fl., Egypten 6 fl. 60 kr., Alexandrien 5 fl. 97 kr., für Italien: C. C. Ogliegti in Mailand, Florenz u. Rom (nur Löscher & Co. in Rom) 28 Fr. 50 Ct.; Frankreich: bei der Agence Havas in Paris, 54 Rue Notre Dame des Victoires, 29 Fr. 50 Ct.; England: bei A. Siegle, 30 Lime Street, 24 Sh.; daselbst für die engl. Colonien mit Zuschlag des engl. Portos; Nordamerika: bei E. Steiger, 25 Park Place in New-York, 6 Doll. 40 Cts. in Gold.

Für die an Austräger, Verschleißer ꝛc. bezahlten Beträge leistet mir keine Bürgschaft.

Nr. 7551. Wien, Donnerstag, 5. Januar. 1893.

§ 2.

Wien, 4. Januar.

Auch diejenigen, welche schon längst zur Einsicht gelangt sind, daß die in den Staatsgrundgesetzen den österreichischen Staatsbürgern gewährleisteten politischen Rechte in Folge der Handhabung der Gesetze und der Verwaltungsthätigkeit der politischen Behörden oft bis zur Bedeutungslosigkeit verkümmern, dürften durch die Entscheidung überrascht worden sein, welche der Oberste Gerichtshof vor Kurzem über den Sinn des § 2 des Versammlungsgesetzes gefällt hat. Nach diesem Paragraph unterliegen nur solche Versammlungen der Anzeigepflicht gegenüber der politischen Behörde, welche ohne Beschränkung auf geladene Gäste einberufen werden. Der Oberste Gerichtshof hat, wie wir vor einigen Tagen zu melden in der Lage waren, anläßlich einer von der Generalprocuratur erhobenen „Nichtigkeitsbeschwerde zur Wahrung des Gesetzes" gegen ein freisprechendes Erkenntniß des Prager Landesgerichtes den Begriff eines geladenen Gastes im Sinne des § 2 des Versammlungsgesetzes dahin begrenzt, daß der Eingeladene dem Einladenden derart bekannt sein muß, daß der Einberufer die Identität des Eingeladenen mit Verläßlichkeit und Bestimmtheit bestätigen kann.

Daraus folgt von selbst, daß hinfort nur Zusammenkünfte eines engeren Bekanntenkreises von der Anzeigepflicht und von der Controle durch einen Vertreter der politischen Behörde frei sind, mit anderen Worten, daß keine Versammlungen größerer politischer Gemeinschaften, keine Versammlungen zur Gründung politischer Vereine gesetzlich mehr möglich sind, ohne daß das Auge der Polizei ihren Verlauf überwacht. Es ist keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß diese Einschränkung des Begriffes „geladener Gäste" das freie Versammlungsrecht überhaupt aufhebt und alle politische Versammlungsthätigkeit von dem freien Belieben der Polizei abhängig macht. Wer einen politischen Verein gründen will, wer eine Zusammenkunft seiner Parteigenossen veranstaltet, ladet dazu Gäste ein, aber nicht blos solche, die gute Bekannte, vielleicht Tischgenossen von ihm sind, sondern überhaupt Personen, von denen er außer Namen und Adresse noch weiß, daß sie mit ihm dieselbe politische Gesinnung theilen. Zahlreiche Parteitage und andere Zusammenkünfte politisch Gleichgesinnter sind daher seit Bestand des jetzt geltenden Versammlungsgesetzes in Oesterreich abgehalten werden, ohne daß es einer Anzeige an die Behörde bedurfte.

Das müßte nun nach der erwähnten Entscheidung des Obersten Gerichtshofes anders werden, von der Anzeigepflicht wären fortan nur mehr Zusammenkünfte von engeren Bekannten befreit, worunter sich allerdings mitunter viel Schlimmeres verbergen mag als in jenen größeren Versammlungen, die nunmehr polizeilicher Aufsicht unterstellt werden sollen. Artikel XII des Staatsgrundgesetzes über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger lautet: „Die österreichischen Staatsbürger haben das Recht, sich zu versammeln und Vereine zu bilden." Wenn aber die Ausübung dieses „Rechtes" derart an das Belieben der Polizei geknüpft wird, wenn diese gesetzlich befugt ist, alle Versammlungen, die sich nicht auf den engsten Kreis persönlicher Freunde beschränken, zu verbieten oder mindestens zu überwachen, dann darf man wohl behaupten, daß eines der wichtigsten staatsgrundgesetzlich gewährleisteten Rechte nur noch eine ideelle Existenz führt.

Dieses Versammlungsgesetz, welches kurz vor den Staatsgrundgesetzen in Kraft getreten ist, trägt noch die Eierschalen der Zeit des Absolutismus an sich, an welche es anknüpfen mußte. Die neueste Entscheidung des Obersten Gerichtshofes dürfte aber wohl Vielen die Nothwendigkeit einer zeitgemäßen Revision dieses Gesetzes zum Bewußtsein bringen, welche sich bisher damit zu trösten suchten, daß die elastischen Bestimmungen desselben doch nur die Abwehr von Umsturzbestrebungen ermöglichen sollen. Es gehört doch zum Wesen eines Rechtsstaates, daß vor ihm alle Staatsbürger gleichberechtigt seien. Der Umstand, daß die Polizei die Härten das Gesetzes in der Regel nur gegen die Socialisten zur Anwendung bringt, darf niemals dazu führen, die Reform eines Gesetzes zu verschieben, welches dem jeweiligen Ermessen der Polizei derart freien Spielraum gewährt.

Unser Kunstgewerbe.

V.*)

Wien, 4. Januar.

Mit all den Schäden, die wir bisher angeführt haben, und die mehr oder weniger auch für den Laien offen zu Tage liegen und nur wegen der Unaufmerksamkeit und Gleichgiltigkeit der Allgemeinheit eines besonderen Hinweises bedürfen, ist aber die Zahl der Uebelstände, an denen das Kunstgewerbe krankt, noch keineswegs erschöpft. Es gibt noch eine Legion von wunden Punkten, die nur dem Sachverständigen, dem Betheiligten bekannt und fühlbar sind, und an denen andere Factoren als das Publicum — dessen Sündenregister ja auch groß genug ist — die Schuld tragen.

Da ist vor Allem die Unfallversicherungspflicht. Bei keinem Gewerbe ist das Leben und die Gesundheit des Arbeiters so sehr geschont wie beim Kunstgewerbe, schon deßhalb, weil kein Gewerbe weniger zum maschinellen Betriebe taugt als dieses. Das scharfe Auge, die feinfühlige Hand, die mit sicherem und doch zartem Griffe das rohe Material in die gefällige Form bringt, sind die Qualitäten, deren das Kunstgewerbe bedarf, und die fehlen der blind wirkenden Maschine gänzlich. Fast Alles, was dem schnitzelnden, meißelnden, ciselirenden Arbeiter widerfahren kann, passirt dem Privatmann ebensogut. Kegelschieben und Eislaufen sind gefährlicher; und dennoch muß das Kunstgewerbe riesige Summen zahlen — nicht für sich, sondern für die anderen, gefährlicheren Betriebe.

Rechnen wir dazu die beständigen Zollchikanen, denen der Kunstgewerbetreibende ausgesetzt ist, rechnen wir dazu, daß der Export zum großen Theile in Händen ruht, welche nur allzusehr geneigt sind, augenblickliche Mißlagen der Producenten in unsolider Weise auszunützen, nehmen wir jene Concurrenz, welche, auf den schlechten Geschmack und die Kurzsichtigkeit der Käufer rechnend, den Markt mit geringwerthiger, mechanisch erzeugter Surrogatwaare zum Schaden der künstlerischen Handerzeugnisse überschwemmt, so haben wir nur einen geringen Theil jener Umstände angeführt, die dem gesammten Kunstgewerbe zum Schaden gereichen.

Mehr oder weniger tritt der eine oder der andere der gerügten Uebelstände bei bestimmten Gewerbezweigen besonders hervor, abgesehen davon, daß jeder künstlerische Gewerbszweig überdies noch unter bestimmten, ganz speciellen Krankheitserscheinungen leidet.

Da haben wir beispielsweise die Bronze-Industrie. Erst seit etwa dreißig Jahren spielt bei uns in Oesterreich die Handelsbronze eine Rolle, und schon folgt dem raschen Aufblühen dieses Industriezweiges ein rapider Niedergang, so daß nach der Prognose der Sachverständigen die Zahl der Industriellen in kürzester Zeit auf die Hälfte reducirt sein dürfte. Gerade bei dieser Industrie stiftet die Surrogatwaare den größten Schaden. Da gelingt Einem eine gute Genrefigur in Bronze. Flugs hat ein findiger Commissionär ein Exemplar angekauft und läßt nun in schlechtestem Material und

*) Siehe Morgenblatt der „Deutschen Zeitung" vom 20., 22., 24. und 30. December.

Der Besitzer dieses Blattes ist unter den in der Instruction auf Seite 9 angeführten Voraussetzungen auf den Betrag von 1000 Kronen österr.-ung. Währung für die Zeit bis 6. Januar 1893, 10 Uhr Morgens, gegen materielle Schadenfolgen körperlicher Unfälle versichert.

Algernon Charles Swinburne.

Das moralische England besitzt eine Gruppe von Künstlern, denen der Geschmack für Moral und gesunden Gemeinsinn so sehr abgeht, daß sie für Saft und Sinn aller Poesie eine persönliche, tiefe und erregende Conception der Schönheit halten, der Schönheit an sich, der moralfremden, zweckfremden, lebenfremden. Auch wenn unter diesen Künstlern ein sehr großer Dichter ist, pflegt man ihm niemals auf rothsammtenem Kissen den goldenen Lorbeer ins Haus zu tragen, den Alfred Tennyson trug und vor ihm einmal Robert Southey und viel früher einmal John Dryden, das schöne, goldene, alterthümliche Spielzeug. Er braucht es auch nicht. Er hat schöne, seltsame und kostbare Gedanken, sein Hirn ist mit alterthümlichen und doch wunderbar glühenden Bildern angefüllt, er hat goldene Worte und Worte wie rothe und grüne Edelsteine, und ihm werden aus ihnen Gebilde, schön und unvergänglich wie die funkelnden Fruchtschalen des Benvenuto Cellini.

Diese Künstler sind keine einfachen Menschen, denen ein erlebtes Gefühl zu einem naiven und lieblichen Lied wird.

Sie gehen nicht von der Natur zur Kunst, sondern umgekehrt. Sie haben öfter Wachskerzen gesehen, die sich in einem venezianischen Glas spiegeln, als Sterne in einem stillen See. Ein purpurne Blüthe auf braunem Moorboden wird sie an ein farbenleuchtendes Bild erinnern, einen Giorgione, der an einer braunen Eichentäfelung hängt. Ihnen wird das Leben erst lebendig, wenn es durch irgendeine Kunst hindurchgegangen ist, Stil und Stimmung empfangen hat. Beim Anblick irgendeines jungen Mädchens werden sie an die schlanken, priesterlichen Gestalten einer griechischen Amphore denken, und beim Anblick schönfliegender Störche an irgendein japanisches Zierornament. Das Alles ganz natürlich, ohne Zwang und preciöse Affectation, als Menschen, die in einer riesigen Stadt aufgewachsen sind, mit riesigen Schatzhäusern der Kunst und künstlich geschmückten Wohnungen, wo kleine sensitive Kinder die Offenbarung des Lebens durch die Hand der Kunst empfangen, die Offenbarung der Frühlingsnacht aus Bildern mit mageren Bäumen und rothem Mond, die Offenbarung menschlicher Schmerzen aus der wächsernen Agonie eines Crucifixes, die Offenbarung der complicirten und verwirrenden Schönheit aus Frauenköpfchen des Greuze auf kleinen Dosen und Bonbonnièren.

Es ist charakteristisch, daß der erste, um den sich diese Gruppe von Künstlern sammelte, ein Kritiker war, ein genialer Mensch, der malen gelernt hatte, um zu verstehen, wie man Leben in farbige Flecke und verschwimmende Tinten übersetzt, um dann mit berauschender Beredsamkeit aus Bildern die lebendigen Seelen der Künstler und der Dinge herauszudeuten: John Ruskin, dessen Kritik ein Nachbeben, ein dithyrambisches und hellsichtiges Auflösen und Wiederschaffen ist.

Es ist nicht unnatürlich, daß dieser Gruppe von Menschen, die zwischen phantasievollen Künstlern und sensitiven Dilettanten stehen, etwas eigenthümlich Zerbrechliches, der Isolirung Bedürftiges anhaftet.

Die Luft ihres Lebens ist die Atmosphäre eines künstlich verdunkelten Zimmers, dessen weiche Dämmerung von den verbebenden Schwingungen Chopin'scher Musik und den Reflexen patinirter Bronzen, alter Sammte und nachgedunkelter Bilder erfüllt ist.

Die Fenster sind mit Gobelins verhängt, und hinter denen kann man einen Garten des Watteau vermuthen, mit Nymphen, Springbrunnen und vergoldeten Schaukeln, oder einen dämmernden Park mit schwarzen Pappelgruppen. In Wirklichkeit aber rollt draußen das rasselnde, gellende, brutale und formlose Leben. An den Scheiben trommelt ein harter Wind, der mit Staub, Rauch und unharmonischem Lärm erfüllt ist, dem aufregenden Geschrei vieler Menschen, die am Leben leiden.

Es herrscht ein gegenseitiges Mißtrauen und ein gewisser Mangel an Verständniß zwischen den Menschen in dem Zimmer und den Menschen auf der Straße.

Diese Künstler kommen, wie gesagt, nicht vom Leben her: was sie schaffen, dringt nicht ins Leben. „Was sie schaffen," sagen die auf der Straße, „sind lächerliche und verwerfliche Gefäße der Ueppigkeit und der Eitelkeit." Es sind jedenfalls zerbrechliche kleine Gefäße der raffinirten Empfindsamkeit, die gut auf altem Sammt stehen zwischen Filigran und Email und schlecht auf weichem Holz, zwischen einer alten Bibel und einer Werkzeugkiste, einem Gesangbuch und einem zerrissenen Band Smiles über „Charakter", „Sparsamkeit", oder „Selbsthilfe". Da ist unter ihnen Einer, der füllt diese zierlichen und zerbrechlichen Gefäße mit so dunkelglühendem, so starkem Wein des Lebens, gepreßt aus den Trauben, aus denen räthselhaft gemischt dionysische Lust und Qual und Tanz und Wahnsinn quillt, füllt sie mit so aufwühlenden Lauten der Seele und solcher Beredsamkeit der Sinne, daß man ihn nicht länger übersehen kann.

Zwar auch er wird nicht eigentlich populär. Man trägt den goldenen Lorbeer an seiner Thür vorbei von dem Sarge eines Dichters heiliger und offener Dinge auf den Schreibtisch eines anderen Dichters guter und klarer Dinge. Aber in die feinen Seelen junger Leute fällt viel von seiner Art, mit bebenden Nerven in die Tiefen zu tasten, wo verworren die Wurzeln der Gefühle liegen, „die Weinbeere Liebe heftig mit den Zähnen zu pressen, bis ihre Süße herb und bitter wird".

Er hat für die Darstellung gewisser innerer Erlebnisse eine solche pénétrance des Tones gefunden, gewissen Stimmungen eine so wunderbare Körperlichkeit, solche Sprache an alle Sinne gegeben, daß er gewissen Menschen einen feineren und reicheren Rausch geschenkt hat, als irgend ein anderer Dichter.

Die minder empfänglichen aber auch empfinden den Schauer, der von concentrirter Schönheit ausgeht, bei dem prunkenden und glühenden Reichthum seiner Rhetorik, dem rollenden Triumph der strömenden Bilder, deren Duft seltsam und unvergeßlich, deren Musik tief aufregend und deren Glanz fremd und traumhaft ist.

— — — — — — — — — — — — —

Der Dichter, von dem ich rede, heißt Swinburne, Algernon Charles Swinburne.

1865 erschien ein lyrisches Drama: „Atalanta in Kalydon", mit wunderbarer Verlebendigung des erstarrten Mythos, prachtvollen Gebeten und Chören. Es war eine tadellose antike Amphore, gefüllt mit der flüssigen Gluth eines höchst lebendigen, fast bacchantischen Naturempfindens. Nicht das zur beherrschten Klarheit und tanzenden Grazie emporerzogene Griechenthum athmete darin, sondern das orphisch ursprüngliche, leidenschaftlich unwölkte. Wie Mänaden liefen die Leidenschaften mit nackten Füßen und offenem Haar; das Leben band die Medusenmaske vor, mit den räthselhaften und ängstigenden Augen; wie in der Adonisklage, im Kybelecult flossen die Schauer des reifsten Lebens und des Todes zusammen; und Dionysos fuhr, ein lachender und tödtlicher Gott, durch die unheimlich lebendige Welt.

Aus tiefsinnigen Beinamen der Götter, aus Mysterienbunkel, aus der fallenden Gewalt heiliger Hymnen, aus

saloppster Ausführung tausende von Nachbildungen fabriciren — notabene nicht in Oesterreich, sondern in Deutschland. Und die große Heerde der zahlungsfähigen Großstadtbarbaren kauft die elende Schachtelwaare und glaubt, Gott weiß welchen Fang gemacht zu haben, und der Künstler, der das edlere Urbild dieser verpfuschten Nachahmungen geschaffen hat, mag dabei verhungern.

Just ebenso geht es bei der Lederbranche, bei der aber noch der besondere Umstand hinzutritt, daß sie auch noch beim Einkauf des Rohmaterials schon geschädigt erscheint; denn elf Zwölftel der feinen Lederſorten, die der Galanteriewaaren-Erzeuger braucht, müssen aus dem Auslande bezogen werden, und wer wissen will, was das bedeutet, mag die betreffenden Zolltarifposten einsehen. Der Gold- und Silberwaaren-Industrie blüht außer allen anderen Segnungen auch noch die engherzige Handhabung der Punzirungsvorschriften, die Architektur und Kunstschlosserei leiden unter dem heftiger als je grassirenden Bauschwindel, dem wir ja schon wiederholt unsere liebevolle Aufmerksamkeit gewidmet haben, und die Kunsttischlerei hat eine ganz besondere Feindin — die Mode.

Dieser letztere Umstand ist besonders bemerkenswerth. Man hatte bei dem Zurückgreifen auf alte Stilarten das offenkundige Bestreben, einen gesunden Eklekticismus zu schaffen, der, über den Launen der Mode stehend, das Schöne jeder Schaffensperiode zu schätzen wisse. Und nun macht man die mehr interessante als erfreuliche Wahrnehmung, daß das Publicum historischer sein will als der Kunstgelehrte. Nachdem es sich ein, zwei Jahre an der Gothik sattgesehen, fand es plötzlich Geschmack an der Renaissance, bekehrte sich bald darauf zum Barocco, kapizzirte sich sodann mit einemmale für das Rococo und ist nun — in streng chronologischer Folge — glücklich beim Empire-Stil angelangt. Wer weiß, vielleicht fangen wir im nächsten Jahre wieder von vorne an, wenn nicht etwa ein geistreicher und tonangebender Kopf darauf verfällt, sich seinen Salon byzantinisch einzurichten, weil das noch nicht da war; aber die Magazine der Kunsttischler werden dadurch in der Zwischenzeit zu einem Mausoleum der Stile, und in demselben Maße, als sich diese füllen, leeren sich die Taschen der Meister.

Das sind so Stichproben; sie sollen nicht erschöpfen, sondern nur illustriren. Aber wem wir damit zu viel angeführt zu haben scheinen, dem können wir eine schmerzliche Enttäuschung nicht ersparen. Wir haben nämlich bis jetzt nur jene Uebel angeführt, die schon bestehen; es gibt aber weitere, die dem Kunstgewerbe erst noch drohen, und ihre Summe läßt sich in dem einen Worte zusammenfassen: Steuervorlage.

Aber davon ein andermal. A. D.

(Weitere Artikel folgen.)

Die Clericalen in Ungarn.

Wien, 4. Januar.

Bei dem in Ungarn sich mehr und mehr entwickelnden Culturkampfe muß immer fest im Auge behalten werden, daß es den Clericalen um die Schaffung einer Partei und Partei-Organisation zu thun ist, deren Mangel von dem Clerus und den ihm anhängenden Adel wiederholt schmerzlich empfunden wurde. Der Wegtaufenstreit, ursprünglich von dem niederen Clerus herbeigeführt, wurde bald von einem Theile des Episcopats als ein geeignetes Mittel, die Geister zu erregen, erkannt und aufgegriffen. Aus dem Wegtaufenstreite hat sich nun die Aufrollung des ganzen kirchenpolitischen Streites ergeben, und heute ist der Kampf gegen die „Civilehe" das Schlagwort, welches von den Clericalen Ungarns in ganz ähnlicher Weise agitatorisch ausgebeutet wird wie die „confessionelle Schule" diesseits der Leitha und die Jesuiten-Frage in Deutschland. Der höhere und der niedere Clerus ist in Bewegung, in den Kirchen wird von der Kanzel herab gegen die Civilehe gepredigt, die Abgeordneten erhalten Schreiben aus den Wählerkreisen, in welchen sie zur Stellungnahme gegen die Civilehe aufgefordert werden, und ohne Zweifel wird es auch in Ungarn gelingen, Petitionen mit einigen Hunderttausenden von Unterschriften und „Kreuzeln" gegen die Civilehe aufzubieten, wie das diesseits der Leitha für die „confessionelle Schule" gelang.

Zum Zwecke der Kampfstimmung werden jetzt in Ungarn die bereits im Jahre 1890 an den früheren Primas ergangenen Schreiben des päpstlichen Staatssecretärs Cardinal Rampolla über die Wegtaufenfrage, welche seither zwar durch Ausplaudern bekannt, aber nicht von den Bischöfen in den Diöcesen verkündet wurden, veröffentlicht — wie es heißt, auf besonderen Befehl des Papstes. Bischof Schopper von Rosenau verband diese Verkündigung mit einem Hirtenbriefe, in welchem er dem „confessionslosen Staate" Einmengung in die religiösen Angelegenheiten vorwirft, die Civilehe einen „Faustschlag gegen das katholische Dogma, einen Angriff gegen die Grundsätze des katholischen Glaubens" nennt, sogar den Satz aufstellt, daß die katholische Kirche die Civilehe „niemals und nirgends acceptirt" habe, endlich zu Predigten, Schreiben an die Abgeordneten, Petitionen u. s. w. auffordert; Seine Majestät sei bezüglich der Civilehe „irregeleitet" worden und müsse durch Petitionen aufgeklärt werden. Ein anderer Eiferer ist der Raaber Bischof Zalka, welcher bisher Anhänger der liberalen Partei war und jetzt entschieden gegen die Civilehe auftritt. Man wolle auf Kosten der Katholiken eine verfehlte Ministerial-Verordnung aufrechterhalten und beschwöre nun einen Kampf der Bekenntnisse herauf. Insbesondere in den deutschen Städten Preßburg und Oedenburg und in diesen Comitaten ist der Clerus agitationslustig: in Oedenburg hat der Clerus eine Versammlung abgehalten und Beschlüsse gefaßt und in Preßburg will man sogar ein Mißtrauensvotum gegen den Abgeordneten Justizminister Szilagyi zuwege bringen. Dagegen verwahrt sich Bischof Schlauch nachdrücklich gegen eine Meldung, daß er sich in der Sylvesterpredigt gegen die Civilehe ausgesprochen habe.

Mag nun der kirchenpolitische Streit was immer für einen Ausgang nehmen oder auch nach heftigem Kampfe etwa nur zu einem vorläufigen Abschlusse kommen — er wird die Bildung einer clericalen Partei in Ungarn, möge dieselbe nun groß oder klein, mächtig oder schwächlich sein, zur Folge haben. Bemerkenswerth ist, daß sich in diesem Streite das Organ des Grafen Taaffe, die „Presse", förmlich als Organ der ungarischen Clericalen aufspielt — vielleicht nur aus Vergnügen darüber, daß auch Dr. Wekerle seine Verlegenheiten hat und nicht blos Graf Taaffe. „Warum mußte man denn in Ungarn, zumal in dieser ernsten Zeit, kirchenpolitische Fragen aufrollen? !"

Inland.

Wien, 4. Januar.

Die „Majoritäts"-Besprechungen.

Die vom Grafen Taaffe eingeleiteten außerparlamentarischen Verhandlungen zur Herbeiführung einer parlamentarischen Mehrheit haben heute, wie schon im Abendblatte gemeldet, ihren Anfang genommen. Es wurde darüber nachstehende halbamtliche Mittheilung ausgegeben:

„Heute Mittags um 12 Uhr hat Se. Excellenz der Herr Minister-Präsident die von der Regierung verfaßten und von Sr. Majestät dem Kaiser im Principe genehmigten Grundzüge für die Bildung einer Majorität im Abgeordnetenhause gleichzeitig an die drei Obmänner der drei großen Clubs des Abgeordnetenhauses mit dem Ersuchen übermitteln lassen, ihn gefälligst besuchen zu wollen, um sich über die Form der weiteren Behandlung zu besprechen."

Sowohl von Seiten der Regierung wie von Seite der parlamentarischen Führer, an welche sie sich gewendet hat, wird über den Inhalt des Programms die strengste Discretion beobachtet — „um die weiteren Besprechungen nicht zu erschweren". Es wird uns in dieser Richtung namentlich von einer Seite, welche der Regierung nahesteht, darauf verwiesen, daß ja, wie die obige Verlautbarung zeigt, die „Grundzüge für die Bildung einer Majorität" nur „im Principe" vom Kaiser genehmigt sind und daß daher die Regierung ein Terrain vorbehalten habe, auf welchem zunächst, ohne die Zustimmung des durch die kaiserliche Ermächtigung gebundenen Ministeriums zu tangiren, die Verhandlungen sich bewegen können. Voraussichtlich werden sich jedoch die Einwendungen auf ein ausgedehnteres Verhandlungsgebiet erstrecken, wenn auch, oder wohl gerade, weil, wie verlautet, das Programm nach beiden Seiten hin — sowohl gegenüber der Rechten wie der Linken — den Anschein des Entgegenkommens zu erwecken sucht.

Wie wir vernehmen, hat Graf Taaffe heute Nachmittags einen kurzen Besuch des Obmanns der Deutschen Linken, Herrn v. Plener, empfangen, wobei wohl der Tag für den Beginn der Besprechungen festgesetzt worden sein dürfte. Es ist zu vermuthen, daß in ähnlicher Weise auch von Seiten der Obmänner Graf Hohenwart und R. v. Jaworski vorgegangen wurde. Die ersten Besprechungen werden auf Conferenzen des Minister-Präsidenten mit jedem einzelnen der Club-Obmänner beschränkt bleiben.

„Die Aufgaben des Liberalismus."

Unser Programm-Artikel vom Neujahrstage wurde vielfach von der deutschliberalen Presse aufgegriffen. Allenthalben wird die Ansicht geäußert, daß der Ausbau unserer zum guten Theile nur „im Prineip" freiheitlichen Gesetzgebung nicht länger mehr zu Nutz und Frommen der Rückwärtser gänzlich vernachlässigt werden dürfe, und daß das verdunkelte Ansehen des Liberalismus am besten wieder hergestellt wird durch eine nachdrückliche Bethätigung desselben. Aber auch die Gegner haben von diesem Programm-Artikel Kenntniß genommen. Es versteht sich, daß die Clericalen davon nicht erbaut sind, und daß die altischechischen Schleppträger derselben sich davor fürchten, entweder mit ihren schwarzen Bundesgenossen oder mit ihren Wählern in Zwiespalt zu gerathen, wenn die Freiheitsfragen wieder in Fluß kämen. Die „Politik" gibt davon in ihrer Besprechung unseres Programm-Artikels Zeugniß.

Freiherr v. Erb.

Sectionschef Freiherr v. Erb, im Ministerium des Innern, wurde durch die Verleihung der Würde eines Geheimen Rathes ausgezeichnet.

Baden, 2. Januar. [Eig.-Ber.] (Kundgebung.) Der Verein zur gemeinsamen Bekämpfung der Reblaus in Baden hat in seiner letzten Generalversammlung einhellig beschlossen, dem Abgeordneten Marchet „den wohlverdienten Dank auszusprechen und denselben zu bitten, auch fernerhin dem Vereine sein Wohlwollen zu bewahren".

Ausland.

Wien, 4. Januar.

Vom Tage.

Die Ansprache des deutschen Kaisers an die commandirenden Generale am Neujahrstage wird noch immer in der reichsdeutschen Presse commentirt, obwohl deren Wortlaut authentisch noch immer nicht bekannt ist. Die scharfen Ausdrücke, welche der Kaiser dabei gegen die militärische Opposition wider die Mili..r-Vorlage gebraucht haben soll, werden von der Presse allgemein auf den Grafen Waldersee bezogen. Die „Voss. Ztg." erinnert daran, daß am 13. December 1892 Graf Caprivi im Reichstage von den abweichenden Urtheilen älterer Officiere über die Militär-Vorlage sprach. Er meinte, „daß jeder hochgestellte General die Möglichkeit hat, seine Anschauungen in solchen Dingen täglich direct an den Thron zu bringen", und daß kein Grund vorliege, anzunehmen, daß „sie solche Aeußerungen an eine andere Stelle als an die Person des allerhöchsten Kriegsherrn richteten". In den Worten des Reichskanzlers lag eine Mißbilligung derjenigen Generale, die etwa ihre Ansichten gegenüber der Militär-Vorlage in die Presse oder persönlich zur Kenntniß von Abgeordneten brächten. Die „Kreuzztg." hat erst vor Kurzem Verwahrung dagegen eingelegt, daß Graf Waldersee für die zweijährige Dienstzeit sich ausgesprochen habe.

Stimmen aus dem Publicum.

MOLL'S SEIDLITZ-PULVER

Altbekanntes, milde auflösendes Hausmittel für Alle, die an den Folgen einer sitzenden Lebensweise leiden. Schachtel 1 Gulden. Hauptversandt durch Apotheker A. Moll, k. u. k. Hoflieferant, Wien, Tuchlauben Nr. 9. Depots in allen renommirten Apotheken der Monarchie.

Für Jedermann! Versandt direct an Private von allen feinenen u. Baumwollenen, bunten u. weißen Stoffen. Man lasse sich den reich illustrirten sehenswerthen Catalog kommen (gratis und franco). Besonders empfohlen werden: **Frottirstoffe, Bademäntel, Kneippleinen, Priessnitz-Binden, Kleiderstoffe, alle Wäschegegenstände, Seidentuchleinen, Schafwolle** und **Baumwolle** zum Stricken, **Stickereigarne** und **Stoffe, Congreßstoffe**, chinesischer Thee ꝛc. ꝛc. **Ludwig Müller,** Weberei und Versandt-Geschäft, **Landskron**, Böhmen. 2619

Die Jahreskarten an den Staatsbahnen.

Löbliche Redaction!

Durch nachfolgende Zusammenstellung erlaube ich mir die Aufmerksamkeit einer löblichen Redaction auf die ungerechte Streckeneintheilung der mit 1. Januar l. J. eingeführten Jahreskarten für Theilstrecken auf den k. k. Staatsbahnen zu lenken.

Unter Zugrundelegung von rund 300 Arbeitstagen im Jahre, mit Hin- und Rückfahrt 600 Fahrten gerechnet, ergibt sich für Weidlingau-Hadersdorf durch den Besitz einer Jahreskarte nicht nur keine Ersparniß, sondern sogar eine Vertheuerung von 4 fl., während bei jeder anderen Station der Localstrecke ein ganz bedeutendes Ersparniß durch Lösung einer Jahreskarte zu erzielen ist.

Es kosten von Wien Westbahnhof:

nach Penzing, Hütteldorf-Hacking bis Hütteldorf-Bad,
600 Fahrten dritter Classe . . . . . 66 fl.
Preis der Jahreskarte dritter Classe . . . . 45 „
Ersparniß 21 fl.

Strophen der Sappho, aus den marmornen Leibern sonderbarer und widernatürlicher Gebilde des Mythos war eine wilde Schönheit wach geworden, von keiner heiligen Scham gebändigt. Nach der „Atalanta" kam das Buch, das man immer nennt: ein einfacher Band Lyrik: „Gedichte und Balladen."

Wieder für den neuen Wein höchst seltsame und alterthümliche Gefäße: eine Ballade des Villon, eine Litanei, eine Erzählung des Boccaccio, ein Mysterienspiel mit lateinischen Bühnenangaben, eine Versluchung im Stile der hebräischen Propheten, eine Legende auf Goldgrund, ein „Triumph des Lebens" und ein „Lob der Liebe" in der Manier der Humanisten, oder ein Abenteuer aus dem „Livre des grandes merveilles d'amour" . . .

In diesen wunderlichen Wahlen liegt nicht Spielerei, sondern ein souveränes Stilgefühl. Dieser ganze große und künstliche Apparat schlägt die Stimmung an, wie in der naiven Ballade der heulende Wind, wenn Mord geschieht, und das Blühen der kleinen Blumen, wenn Liebe redet. Nur daß Jeder den heulenden Wind kennt und die Wiesenblumen, und nicht Jeder den Zauber unbeholfener Anmuth, der von den gemalten Legenden des Fra Angelico ausgeht, und den Duft heißer und reifer Dinge in den Gartengeschichten Messer Giovan Boccaccio's.

Es ist der raffinirte, unvergleichliche Reiz dieser Technik, daß sie uns unaufhörlich die Erinnerung an Kunstwerke weckt, und daß ihr rohes Material schon stilisirte, kunstverklärte Schönheit ist: die Geliebte ist gekleidet in den farbigen Prunk des hohen Liedes Salomonis mit den phantastischen Beiworten, die so geheimnißvoll geistreich das Unheimliche an der Liebe in die Seele werfen: das Unheimliche, wie Kriegespfeifen, das Aengstigende, wie irrer Wind in der Nacht; oder die Geliebte wird gemalt, wie die kindlichen Meister des Quatrocento malen: auf einem schmalen Bettchen sitzend, eine kurzgesaitete Laute in den feinen Fingern oder einen roth und grünen Psalter; oder sie steht im Dunkel, wie die weißen Frauen des Burne Jones, mit blasser Stirn und opalinen Augen. Und der Hintergrund erinnert an phönikische Gewebe, oder an Miniaturen des Mittelalters: da hat die Göttin Venus eine schöne Kirche und an den Glasfenstern sind ihre Wunder gemalt . . .

Oder das ganze Gedicht ist die Beschreibung einer Camee, die vielleicht gar nicht existirt; oder der psychologische Vorgang ist in eine Allegorie übersetzt, in eine so plastische, so malbare, so stilisirte Allegorie, daß sie aussieht wie ein wirkliches Gemälde des fünfzehnten Jahrhunderts. Man erinnert sich an die Gabe der Renaissancemeister, ihre Träume in lebendige Bilder zu übersetzen und in farbigen Aufzügen verkleideter Menschen zu dichten: so sehr wird Alles Person: der bewaffnete Wind und die große Flamme mit riesigen Händen, und der Tag, der seinen Fuß auf den Nacken der Nacht setzt . . .

Der Inhalt dieser schönen Formen ist eine heiße und tiefe Erotik, ein Dienst der Liebe, so tiefstehend, mit solchem Reichthum der Töne, so mystischer Eindringlichkeit, daß er im Bilde der Liebesräthsel die ganzen Räthsel des Lebens anzufassen scheint.

Was hier Liebe heißt, ist eine vielnamige Gottheit, und ihr Dienst kann wohl der Inhalt eines ganzen Lebens sein.

Es ist die allbelebende Venus, die „allnährende, allbeseelende Mutter" des Lucrez, die vergötterte Leidenschaft, die Daseinserhöherin, die durch das Blut die Seele weckt; dem Gott des Rausches verwandt, verwandt der Musik und der mystischen Begeisterung, die Apollo schenkt; sie ist das Leben und spielt auf einer wunderbaren Laute, und durchdringt todte Dinge mit Saft und Sinn und Anmuth; sie ist Nôtre dame des sept douleurs, die Lust der Qual und der der Rausch der Schmerzen; sie ist in jeder Farbe und jedem Beben und jeder Gluth und jedem Duft des Daseins.

Es hat immer passionate Pilgrims gegeben, Pilger und Priester der Leidenschaft: Lobredner des Rausches, Mystiker der Sinne, Sendboten der Schönheit. Es gibt darüber tiefe Worte der orientalischen Religionen, schöne Worte des Apostels Paulus, geistreiche Gedanken der Condillac und der Hegel und verführerische Dithyramben der christlichen Dichter.

Aber niemals sind auf dem Altar der vielnamigen Göttin kostbarere Gewürze in schöneren Schalen verbrannt worden als von dem Mann, dem sie vor ein paar Wochen den goldenen Lorbeerkranz nicht gegeben haben, weil er nichts Heiligeres zu thun weiß, als auf dem reichen blauen Meer mit wachen Augen die unsterbliche Furche zu suchen, aus der die Göttin stieg.

Doris.